

A diver in a dark bikini and fins is swimming horizontally in clear blue water. In the background, a large whale shark is visible, swimming in the same direction. The scene is captured from an underwater perspective, showing the diver's legs and fins in the foreground and the whale shark's body in the mid-ground.

Weil Walhaie kein Fleisch mögen, gehen Menschen gerne vor der philippinischen Küste mit ihnen schwimmen.

Flucht unter Wasser

Erst wurden sie von Fischern gejagt. Dann von Tierschützern zur Sensation erklärt. Jetzt schwimmen die philippinischen *Walhaie* vor Ökotouristen davon.



Bevor wir in das Boot steigen, bekreuzigen sich die Männer, murmeln ein Stoßgebet und bitten darum, dass es ein guter Tag werden möge. Das Meer ist ruhig und glatt, es spannt sich wie ein Tuch aus Blei bis an den Horizont. Kein Wind, manchmal bricht die Sonne durch die Wolken. Ideales Wetter. Haiwetter. Es riecht nach Salz und nassen Holzplanken. Der Kapitän wirft den Motor an, er schiebt sich eine Zigarette in den Mund und lässt sie von einem Winkel zum anderen wandern. Dann heißt es warten.

Ich überprüfe drei, vier Mal die Schnorchelausrüstung, meine Finger trommeln auf die Knie, ich starre aufs Meer, irgendwo dort draußen ragt doch bestimmt eine Rückenflosse aus dem Wasser. Ich bibbere vor Vorfreude und Aufregung, denn ich habe eine Verabredung mit dem größten Fisch der Ozeane, einem Giganten namens *Rhincodon typus*, dem Walhai. Oder Butanding, wie die Philippiner den Hai nennen. Ein Wunder der Natur, groß wie ein Haus und schwer wie ein Tanklastwagen. Bis zu vierzehn Meter lang und zwölf Tonnen schwer können diese Viecher werden. Ich messe 180 Zentimeter und wiege 75 Kilo. Der Hai ist im Verhältnis zu mir also schon groß, klar. Aber er ist Planktonfresser und damit für den Menschen ungefährlich.

Seit einer halben Stunde dümpeln wir über den Pazifik, fahren immer weiter hinaus, Kilometer um Kilometer. Am Horizont schiebt sich der Kegel des Vulkans Mount Mayon in den Himmel und bläst weiße Rauchkringel aus seinem Krater, Delfine ziehen vorbei. Mit mir an Bord sind

drei Späher, die nach Walhaien Ausschau halten, der Bootsführer sowie Raynan Tarog, der »Butanding Interaction Officer«, mein Guide und Aufpasser, damit ich nicht gegen die Regeln zum Schutz des Fisches verstoße. Ein Späher steht am Bug, die anderen beiden hängen in der Takelage und in den Aufbauten des Bootes, ihre Augen sind aufs Meer fixiert, wandern hin und her wie Scanner, lesen kleinste Veränderungen an der Oberfläche.

Bis zu vierzehn Meter lang und zwölf Tonnen schwer. Und das alles nur von Plankton

Plötzlich gleitet ein Schatten am Boot vorbei, vielleicht neun oder zehn Meter lang, schwer zu schätzen. Eine Rückenflosse durchbricht das Wasser, taucht wieder ab, für einen kurzen Augenblick muss ich an den Film »Der weiße Hai« denken und schüttele den Gedanken schnell wieder ab. »Butanding! Butanding!«, ruft der Mann am Bug, und ich zurre mir meine Tauchermaske übers Gesicht, presse meine Füße in Flossen und hüpfte ins Meer für die Begegnung von Mensch und Hai. Und sehe erst mal: nichts.

Ich blicke in eine grüne trübe Welt, die Sicht beträgt vielleicht einen Meter, eher weniger. Ich komme mir vor wie in einem Aquarium, dessen Sauerstoffzufuhr abgestellt ist. Hektisch blicke ich mich um, links, rechts, links, rechts. Nichts, nur eine Mauer aus Plankton. Grünes, dichtes Geflecht aus Miniorganismen. Ich atme schneller, Salzwasser läuft in meinen Schnorchel. Etwas umfasst meinen Knöchel, zerrt daran. Es ist nur Raynan, mein Guide. Er grinst mich breit an und zeigt mit dem





Linke Seite:

Unser Autor (links, sitzend) mit seinem Guide Raynan Tarog und anderen Spähern auf der Suche nach einer Rückenflosse am Horizont.

Rechte Seite:

Oben: Früher wurden sie gejagt, heute sind die Walhaie sogar an Land allgegenwärtig.

Unten: am besten sichtbar im dichten Plankton unter Wasser – die Badehose unseres Autors.



Finger nach unten, mein Blick folgt ihm, und dann setzt meine Atmung für ein paar Sekunden aus. Unter mir schält sich eine Zweizimmerwohnung aus dem grünen Nebel, ich erkenne graue Punkte, eine Rückenflosse, das enorme Maul, das sich gleichmäßig öffnet und schließt und Plankton in den riesigen Körper pumpt. Ich schwimme direkt über dem Walhai, so dicht, dass die Schwanzflosse meine Wade streichelt; es fühlt sich an wie Schmirgelpapier. Adrenalin und Endorphine rasen durch meine Venen, der Kopf wird leicht. Ich tauche ab, schwimme keine zwanzig Zentimeter neben dem Hai, blicke ihm in die Augen. Der Drang, den Fisch zu berühren, ist beinahe unwiderstehlich. Zwanzig Minuten paddle ich neben dem Walhai, dann verlassen mich meine Kräfte. Einer der Späher zieht mich ins Boot, und wir machen uns auf die Suche nach dem nächsten Walhai.

Das Städtchen Donsol in der armen Provinz Bicol auf den Philippinen ist in den letzten Jahren von einem Fischerdorf zu einem Mekka für Walhaibeobachter geworden. Von der Hauptstadt Manila aus braucht man fünfzig Minuten mit dem Flugzeug und noch einmal eineinhalb Stunden mit dem Minibus. Ein Nest, umrahmt von Reisfeldern und grünen Hügeln, 36 000 Einwohner, ein paar Kirchen, ein schmaler Streifen dunkelgrauer Strand. Butandings gab es in den planktonreichen Gewässern von Donsol schon immer, und Raynan erzählt mir davon, wie er als Kind auf dem Rücken der Fische ritt. Er hat eine Aufgabe, sagt er: den Walhai zu schützen, denn Fisch und Mensch, so glaubt er, sind aufeinander angewiesen. >



► Früher waren die Fischer der größte Feind des Walhais, man jagte den Großhai mit Speer, Stechhaken oder Dynamit – aus Angst und Unwissen, da man den Planktonfresser für gefährlich hielt, weil er Netze oder Schiffsschrauben zerstörte, oder aus dem Irrglauben, der Hai fresse alle Fische auf. Und aus Gier: Außerhalb der Philippinen erzielen Flossen, Fleisch und Haut des Hais hohe Preise. Die Flossen gelten als Delikatesse und Potenzmittel. Der Rest des Tieres endet als Fischbällchen oder Suppeninlage. Jedes Jahr wurden Dutzende Fische getötet. Bis 1998 der Tauchlehrer Romir Aglugub Walhaie vor Donsol filmte und allen zeigte, wie friedlich die Haie sind. Die Medien und der Tierschutzbund World Wildlife Fund (WWF) nahmen sich des Themas an – und veränderten das Leben der Fischer, der Stadt und des Fisches.

1998 erließ die philippinische Regierung (gegen den Protest einiger Fischer, die auf ihre traditionellen Fangrechte verwiesen) ein Gesetz zum besonderen Schutz des Walhais. Denn das Tier ist vom Aussterben bedroht. Erst mit dreißig Jahren wird der Walhai geschlechtsreif. Das Gesetz verbietet seinen Fang, den Kauf und Verkauf sowie den Transport des Fleisches. Die meisten halten sich daran. Nur einige philippinische Politiker und reiche Familien bestechen die lokalen Behörden, erzählen die örtlichen Fischer, damit ihre Fangflotten das Meer unbehelligt leer fischen können. Und man sieht die Kutter tatsächlich regelmäßig innerhalb der Verbotszone.

Donsol nennt sich heute »whale shark capital of the world«. Am Ortseingang grüßt ein Walhai aus Pappmaché, die meisten Dorfbewohner

Linke Seite:

Oben: Immer mehr Touristen wollen mit den Walhaien schwimmen. Doch die großen Tiere scheinen sich zurückzuziehen.

Unten links: Früher waren die Fischer der größte Feind des Walhais. Heute machen auch sie mit ihm Geld.

Unten rechts: Raynan Tarog und seine Männer leben von den Walhaitouristen. Und sind trotzdem skeptisch.

Rechte Seite:

Oben: Ein großer Walhai aus Pappmaché wird an den Ortseingang von Donsol transportiert.

Unten: Die Stadt nennt sich heute »whale shark capital of the world«. Und will das auch zeigen.



leben heute vom Haitourismus, als Tauchführer, Spotter, Souvenirverkäufer, Kellner oder Restaurantbesitzer. Auf Mauern sind Butanding-Graffiti gesprüht, und einmal im Jahr feiern die Menschen mit selbst gebastelten Walhaiattrappen tagelang Fiesta zu Ehren des Fisches. Bisher kann niemand so richtig erklären, warum die Haie die Nähe des Menschen dulden, aber sie kamen Jahr für Jahr wieder in die planktonreichen Gewässer. Es war, als ob Fisch und Mensch einen Pakt geschlossen hätten. Im vergangenen Jahr wurden 24 231 Touristen gezählt. Ein großer Erfolg – und gleichzeitig wird dieser Erfolg zum Problem. Denn die Menschen halten sich nicht mehr an die Abmachung. Es sind zu viele Besucher, die unkontrolliert in den Lebensraum des Hais einfallen. Angebot und Nachfrage sind aus der Balance geraten. Bis zur vergangenen Saison drehten sich Touristengespräche am Strand nicht um die Frage, ob man einen Walhai gesehen hat, sondern wie viele. Es hat den Anschein, dass von Jahr zu Jahr immer weniger Walhaie in die Bucht von Donsol kommen. Es wird schwieriger, die strengen Gebote, die die Begegnung mit den sanften Riesen regeln sollen, einzuhalten: ein Boot pro Fisch, maximal sechs Schnorchler und niemals mehr als dreißig Boote auf einmal im Meer.

Raynan Tarog, mein Guide, gehört zu jener Minderheit, die zwar vom Haitourismus profitiert, aber dessen Entwicklung mit Sorge verfolgt. Früher war er Fischer, heute schwimmt er während der Hochsaison von Dezember bis Mai mit Touristen durch den Pazifik auf der Suche nach Butandings – und kann davon ganz gut leben. Sechshundert Pesos erhält er pro Tour, umgerechnet zehn Euro. In seiner Freizeit arbeitet er ehrenamtlich für den WWF und stemmt selbst gebaute Gewichte in seinem Garten. Stiernacken, ein Kreuz so breit wie eine Schrankwand und ein enormer Bizeps: Raynan Tarog ist ein stiller, nachdenklicher Herkules,

Jedes Jahr kommen weniger Walhaie. Angebot und Nachfrage sind aus der Balance geraten

dreißig Jahre alt – und so, wie die Dinge derzeit in Donsol laufen, man kann es nicht anders sagen, findet er es beschissen. »Den Leuten geht es nur um den Profit, die Butandings sind ihnen egal«, murmelt er. Seit zwei Stunden schippern wir über den Ozean, und seit unserer ersten Begegnung haben wir keinen weiteren Hai gesehen. Was Raynans Theorie bestätigt, dass der Tourismus den Lebensraum und die Gewohnheiten der Fische stört.

Es beginnt zu regnen, die See wird rauer, Wellen schwappen ins Boot. Das Wetterphänomen La Niña beherrscht die Region um Donsol. Seit drei Monaten regnet es fast ununterbrochen, obwohl eigentlich Trockenzeit sein sollte.

Wir fahren die Küsten entlang, an denen einst Ferdinand Magellan segelte. Erfolglos. Raynan erzählt, dass hier früher eigentlich immer Dutzende Butandings schwammen. Nach einer Weile sehen wir in der Ferne einen Pulk Boote. Es hat den Anschein, als ob sie um die Wette fahren. Sie pflügen im Zickzack durchs Wasser, kreuzen, schneiden sich gegenseitig den Weg ab.

42 Schnorchler und fünfzehn Boote zähle ich, als wir näher kommen. Sie hetzen einen Walhai durchs Plankton, kicken sich gegenseitig ihre Flossen ins Gesicht, schwimmen übereinander weg, drücken andere Schwimmer unter Wasser. Eine philippinische Touristin heult im Meer, während sich ein deutscher Tourist im Wasser mit ihrem Ehemann prügelt. Und ständig kommen neue Boote hinzu, die ihre Menschenfracht ins Meer abladen.



»Hui«, ruft Raynan den anderen Guides zu. »Was macht ihr dort? Es ist nur ein Boot pro Butanding erlaubt.«

Keine Reaktion.

Raynan ruft lauter, so lange, bis er eine Antwort bekommt.

»Was willst du denn? Du hast uns gar nichts zu sagen!«, ruft ihm jemand von einem der Boote entgegen. Raynan zuckt mit den Schultern, setzt sich missmutig an den Bug und gibt unserem Kapitän ein Zeichen weiterzufahren. Dann vergräbt er die Stirn in seine Pranken. »Die Walhaie sind jetzt schon verstört. Wir müssen sie schützen.« Aber er weiß auch: Solange jedes Jahr immer mehr Touristen in Donsol einfallen, wird das schwierig.

Raynans Leben ähnelt den Gezeiten des Meeres, der Pegel des Glücks hebt sich, wenn die Touristen kommen, weil sie sein geregeltes Einkommen sichern; und er senkt sich schnell wieder, wenn Raynan die Auswüchse des Ansturms sieht. Das Schwimmen mit den Walhaien gilt als Ökotourismus. Als die gute, milde Form der Safari unter Wasser.

Im Touristenbüro sind die Mitarbeiter offiziell dafür verantwortlich, dass die Regeln zum Schutz der Walhaie eingehalten werden. Aber zuständig fühlt sich hier niemand. Am Eingang drängen sich philippinische und internationale Touristen. Einige klagen, dass sie den Anblick ihres Butanding mit anderen Besuchern teilen mussten, und fordern ihr Geld zurück. Diejenigen, die ihren ersten Hai gesehen haben, sehen aus wie Hippies nach einem guten Joint. Die Touristenpolizei führt die beiden Streithähne ab, die sich eben im Wasser gekloppt haben. ➤



Früher schwammen die Kinder von Donsol mit den Walhaien. Heute sind es vor allem die Touristen.

► Nenita Pedragosa, die oberste Aufpasserin der Tourismusbehörde, hat sich seit Tagen nicht in ihrem Büro blicken lassen, Anrufe und Textnachrichten ignoriert sie. Ja, natürlich, man tue alles, um die Butandings zu beschützen, stottert ein Stellvertreter. Aber man könne ja nicht jedes Boot kontrollieren, das soll man doch bitte verstehen. Noch Fragen? Drei Tage schippern wir durch den Pazifik, und jeden Tag sehen wir das gleiche Spektakel: eine Touristenmeute, die mit ihren Sofortbildunterwasserkameras den wenigen Walhaien vor der Küste hinterherwetzt. Raynan Tarog ist ein Gefangener seines Gewissens. Oh ja, er könnte petzen, Bootsführer und Guides verpfeifen; aber dann stünde er in der Stadt als Verräter da. »Das ist auch keine Lösung.« Er hält sich am Bootsrand fest.

Wir fahren immer weiter hinaus aufs Meer und schwimmen mit vier weiteren Butandings. Doch in die Freude mischt sich ein schaler Beigeschmack. Es ist ein bisschen wie bei dem Mann, der lange eine schöne Frau begehrt und jetzt, da er sie verführt hat, von ihr enttäuscht ist. Raynan Tarog steht am Bug und sucht den Meeresspiegel nach Flossen ab. »Ich glaube leider: Es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Mensch die Butandings aus Donsol vertrieben hat«, sagt er, während vor dem Boot ein sieben Meter langes Walhaiweibchen auftaucht. »Genieß es, solange es noch möglich ist.« Dann setzen wir doch noch mal die Taucherbrillen auf und springen ins Wasser. •



Der Ausklang des perfekten Recherchetages für **CARSTEN STORMER**, 37: Nach den Stunden mit den Walhaien im Wasser am Abend gemütlich Cuba Libre trinken. Und dann angeschickert noch mal nackt ins Meer hüpfen, um im vom Sternenlicht grün erleuchteten Plankton zu toben.